

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 27 (1937)

Heft: 8

Artikel: Der Schimmelbaschi

Autor: Fischli, Albert

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634970>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Johann Adam Klein. Die Schlittschuhbahn zu Nürnberg

warmen Januartag im Jahre 1737 mit großer Sorge von Campodolcino jenseits des Splügen gegen die Cardinellgalerien hinauf. Er kam von Chiavenna mit Seidenballen auf dem von zwei starken Pferden gezogenen Schlitten und sollte mit der Ware am Abend in Splügen sein. So hatte es der Patron drunten in Chiavenna durchgesetzt, obwohl er ihn gewarnt hatte, die Ware könne bei dem Tauwetter ja samt den Pferden zugrunde gehen. „Die Säcke muß eute noch über die Spluga, kann nix dafür, Sie aben es mir versprochen“, hatte der Patron gesagt, und was wollte er, Luzi Risch, machen? Er hatte am Abend vorher zu seiner Frau Lisbeth gesagt, als sie geklagt hatte, der Föhn drücke so stark, und er leide sicher noch Schaden, wenn er am folgenden Tag hinüberfahre: „Lisbeth, hab' keine Angst, die Rosse, Markt und ich kommen schon gut durch, und ich habe es dem Patron drüben in Chiavenna versprochen, daß ich komme. Du weißt, wenn ich nicht gehe, nimmt er einen andern, und wir haben den Verdienst nötig.“ Da hatte Frau Lisbeth geschwiegen und ihm am Morgen früh noch einmal ans Herz gelegt, ja gut zu sich aufzupassen.

Mark, der große, struppige Hund Rischs, lief dem Fuhrwerk ein großes Stück voraus, was, wie wir verraten wollen, nachher zur Rettung Rischs aus höchster Gefahr gereicht hat. Der Hund hatte die Galerie schon durchlaufen und wollte eben weiterrennen, als er ein dumpfes Dröhnen aus der Höhe vernahm. Sofort duckte sich das Tier unter einen Felsen am Rande des Fahrweges flach hin und schaute zugleich zurück.

Als Risch das Geräusch in der Höhe vernahm, wußte er sofort: Nun gehts um das Leben! Keine dreißig Schritt trennten ihn von dem schlükenden Dach der Galerie, aber sie schienen ihm eine Ewigkeit, als er sie durchlief. Den Pferden schrie er im Laufe zu, sich in Trab zu setzen. Sie jagten hinter ihm drein. Aber gerade als er die Galerie erreichte, kam die Macht der Lawine über ihn. Ein vorausgehender Luftdruck warf ihn um und wirbelte ihn im Sturze herum. Und da sah er, wie die Pferde mit dem Wagen hoch emporgehoben und in die Tiefe geschleudert wurden. Ihren angstvollen Todesschrei vernahm er noch, dann stürzte eine gewaltige Schneemasse über ihn herein und drohte ihn zu ersticken. Hierauf wurde alles still. Risch konnte sich mit verzweifelter Anstrengung von dem auf ihm lastenden Schnee befreien. Aber nun bemerkte er, daß völlige Dunkelheit ihn umgab. Die Lawine war in ihrer ganzen Breite über die Galerie, deren Holzbalken standhielten, hinausgefahren und hatte ihn in derselben lebendig begraben.

Was tat der Hund, als er dies gesehen hatte? Er war vom Wind fast auch in die Tiefe geschleudert worden. Jetzt aber, als alles wieder ruhig war, rannte er mit langen Säcken der Paßhöhe zu und nach Splügen hinab. Sofort wußten die Fuhrleute von Splügen, was geschehen war. Sie machten sich mit Schaufeln und Fackeln auf den Weg und gruben den Verunglückten unter eigener Lebensgefahr aus der kalten Galerie heraus. Sie hatten seinen Ruf dumpf aus der Tiefe vernommen und hatten dort gegraben. Heulend sprang der treue Hund an seinem Herrn empor, als dieser dem kalten Grabe entstieg. Pferde und Wagen aber blieben im Schnee begraben. F. C. M.

*

Der Schimmelbaschi

Von Albert Fischli

Das ganze Dörlein — ein abgelegenes Juraneštchen — mit samt seiner näheren und weitern Umgebung, kennt ihn unter diesem Namen. Und sein allein und etwas seitab stehendes Haus wird im Volksmund nur „Der Schimmel“ genannt. Ob es so heißt, weil der Schimmelbaschi darin wohnt, oder ob dieser so gerufen wird, weil er auf dem „Schimmel“ sitzt, das würde ich nicht zu sagen. Wahrscheinlich hat irgend einmal entweder ein Vorfahr des Baschi oder ein früherer Bewohner seines Hauses einen Schimmel besessen, daher der Name. Und diese Feststellung mag uns vollauf genügen.

Den Baschi kenn' ich seit Jugendtagen, warum und wieso das zu berichten, wäre eine recht umständliche Geschichte, weshalb ich lieber davon absehen will. Mehrere Jahre hatte mich der Fuß nicht mehr in seine Gegend geführt. Aber neulich sahen wir uns wieder einmal und begrüßten uns so kameradschaftlich, als wären wir erst gestern zum letzten Mal auseinandergegangen. Wir setzten uns auf die Bank vor seinem Hause und tauschten die gegenseitigen Neuigkeiten aus, die umständlicher zum Teil schon reichlich alt waren.

Endlich schien uns der Faden auszugehen. Der Baschi paffte lebhaft Rauch aus seiner Pfeife, ich schaute zum Bergwald hinauf, der dicht gegenüber seinem Hause ansteigt und in der Höhe durch eine stötige Fluh getränt wird. „Ein schöner Wald“, stellte ich fest, und hing die Frage an: „Privatwald oder Gemeindeeigentum?“ „Gemeindeeigentum“, gab er mir Be-



Phot. H. Stettler

Wintersonne in der „Hoschterr“

scheid, „nur leider nicht unseres Gemeindleins. Der Wald gehört dort unten den Staudenbachern. Bei der Verteilung der Welt sind wir Muggenbühler, wenigstens was den Wald anbetrifft, leider zu kurz gekommen. Uns gehört nur dort hinten der runde Tannenwald, der „Mittlere Berg“ geheißen, weil er mitten im Bann liegt. Das ist alles. Laubwald gibt's auf dem Muggenbühl überhaupt nicht. Dafür ist unser Gebiet zu drei Seiten vom Staudenbacher Laubwald eingerahmt. Es ist schon ein Elend. Freilich soll dieses Elend doch nicht, wie ich vorhin sagte, bis auf den Weltanfang zurückreichen. Noch vor etwas mehr als hundert Jahren, berichtete man, habe der Mettenberg da oben, der Stierenberg dort hinten und drüben das Aby uns Muggenbühlern gehört. Unsere sauberen Vorfahren sollen dieses schöne Waldland im Regelspiel mit den Staudenbachern verloren haben. Ob's wahr ist, weiß ich nicht. Aber ärgerlich ist es schon, das kann ich Euch versichern, wenn wir Muggenbühler das Nutzholz, das uns vor der Nase wächst, den Staudenbachern drunter im Tale für schweres Geld abkaufen müssen. Ist das ein Zustand, eine Ordnung, eine Gerechtigkeit, ich frag' Euch?“ Ich mußte dem Baschi beipflichten und wußte ihm nur den schwachen Trost, daß es auf dieser buckligen Erde solcher Verkehrtheiten noch gar viele gebe, was freilich seine Nebellauigkeit nicht zu mildern vermochte.

Mit einem Male aber hellte sich sein Gesicht auf. Er lachte. „Fällt mir ein“, platzte er heraus, „wie ich in jungen Jahren im Mettenberg da oben dem Waldhüter Rauber einen Streich

gespielt, hahahaha.“ „Das trau ich Euch zu. Ihr macht mich neugierig. Legt los und berichtet.“ Er ließ sich nicht zweimal bitten. „Ich war“, hub er an, „damals jung verheiratet, besaß nichts als ein mageres Gütlein mit einem Haufen Schulden, ein Küblein, meine böse Fanny, ein Zwillingsspärlein und einen Windelbuben dazu, und das Vierte hatte sich auch schon angekündigt. Ihr werdet begreifen, daß man da jahraus, jahrein von früh bis spät schinden und rackern mußte, um mit leidlichen Ehren durchzukommen.“

Eines Tages hatte ich da drüben an der Halde gegrast und schickte mich an, den Wagen mit dem Grünfutter selber nach Hause zu führen, ein Werk, das ich schon duzendmal vollbracht hatte. Es lohnte sich doch wegen den paar Schritten nicht, die Kuh vorzuspannen, der zweibeinige Schimmel tat es auch. Diesmal aber muß ich die Bremse allzustark gelockert haben. Der Wagen geriet in Lauf, wie im Flug ging's, ich vermochte, auf dem Hausplatz angelkommen, die Deichsel nicht mehr vollends abzudrehen, sodaß sie gegen die Ecke des Stalles stieß und krachend zerspulte. Ich konnte von Glück reden, daß ich selber mit heiler Haut davon gekommen war. Mein Weib aber, statt Gott zu danken, daß sie noch einen Mann mit geraden Gliedern hatte, schalte und lamentierte über den Schaden und das schöne Geld, das man auslegen müsse, um ihn zu ersetzen, und das man anderweitig so bitter nötig gehabt hätte. „Jetzt schweigst du mir endlich“, gebot ich ihr in hellem Unmut, ich werde wohl noch imstande sein, eine neue Deichsel zu schaffen,

ohne daß um dessetwillen die Haushaltung im geringsten geschmälert wird.“ „Ja, was bist du nicht alles imstande, wenn man dich hört“, beferte sie noch, „wenn's nur mit dem Mundstück gemacht wäre, dann lebten wir längst im dicksten Ueberfluß.“ Damit verzog sie sich ins Haus, während ich meine Wut an den unschuldigen Trümmerstücken der Deichsel ausließ, die ich zu Brennholz kurz und klein hakte.

Am selben Abend noch stieg ich ins Gehölz hinauf und spähte scharfen Auges, ob irgendwo ein Stämmlein sei, das für eine neue Wagen-deichsel allenfalls in Betracht kommen könnte. Bald hatt' ich eine schöne schlanke Esche ausgekundschaftet, die meinen Zwecken vollauf entsprach. Andern Tags erhob ich mich mit dem ersten Hahnenschrei, hing die Axt an den Arm und machte mich auf den Weg, den Baum zu fällen. Ich muß schon sagen, daß ich ein ungewöhnliches Herzklöpfen verspürte, als ich, am Ziel angelangt, mit angehaltenem Atem lauschte, ob ich auch wirklich allein sei, eb' ich zum ersten Schlag ausholte. Die Vögel in den Wipfeln lärmten wie toll, sonst aber war keine Spur eines Lebendigen weder zu sehen, noch zu hören. Jetzt tat ich den ersten Streich. Er verursachte einen mächtigen Lärm, sodaß ich inne hielt und wieder lauschte. Dann aber ließ ich Schlag auf Schlag die Axt auf das Führende des Baumes niedersausen, daß die Splitter nur so flogen, und nach kurzer Zeit war ich beinah durch und vermochte ihn durch einen kräftigen Stoß zum Fall zu bringen, daß er krachend und prasselnd niederschlug.

Jetzt aber glaubte ich, durch die plötzliche eingetretene Stille ein heftiges Keuchen und Knacken von Zweigen zu vernehmen. Rasch nahm ich meine Axt und entfernte mich ebenso behutsam als eifertig. Ein paar hundert Meter vom Schauplatz meiner Tat entfernt verbarg ich mein Werkzeug im Gebüsch. Und schon unterschied ich die mir bekannte Stimme des alten Rauber, des Waldhüters von Staudenbach. Während er wie ein Türke fluchte und aufgeehrte, beschrieb ich einen großen Bogen und näherte mich ihm auf dem Wege, den er selber gesommert war. „He, Rauber, was habt Ihr, was ist los?“ rief ich ihn schon von weitem an. „Da, komm einmal her und schau“, wetterte er krebsrot vor Zorn, „haut mir so ein ver-dammtter Strolch die schönste Esche vom ganzen Schlag um. Wenn ich den Lumpenhund hätte, ungespißt in den Boden schlagen tät ich ihn, und das tät ich.“ „Ja das ist ein schöner Baum“, gab ich zu, „der Schelm ist nicht unbescheiden gewesen, wie es so ihre Art ist. Uebrigens weit kann er noch nicht sein, es ist mir, noch eben hätt' ich den Lärm von seiner Axt gehört. Wir könnten ihn suchen, was meint Ihr?“ Und so taten wir denn. Er schlug sich nach rechts, ich mich nach links ins Gebüsch. Aber nach einer kleinen Viertelstunde standen wir wieder beide zur Stelle. Natürlich ohne Ergebnis. Und wieder fluchte er in allen Tonarten. Schließlich meinte er: „Der Fökel soll mir wahrhaftig keinen Nutzen von seiner Frevelstat haben. Weißt Du was, Baschi, nimm Du den Baum an Dich. Aber Du mußt ihn auch gleich jetzt abführen, daß er auch sicher und gewiß dem Spitzbuben nicht in die Hände fällt. Geh, hol einen Zug, ich will unterdessen hier warten.“ „Wenn Ihr meint, so kann ich es mir ja gefallen lassen“, sagte ich und machte mich auf den Weg. Im Abwärtsfliegen hört' ich die wütenden Beischläge des Waldhüters, mit denen er das Astwerk vom Stamme abhieb.

In einer halben Stunde war ich mit meinem Kühlein, einem Wagscheit und einer langen Eisenkette wieder am Ort. Rauber hatte unterdessen den Stamm sauber gepuht, und wir befestigten ihn mittelst der Kette am Wagscheit. „Ihr sollt Dank haben“, sprach ich und streckte dem Wildhüter die Hand hin. „Schon recht, Baschi“, wehrte er ab, „aber gelt, das Astholz holst mir nachher auch noch; nicht einmal das soll mir der Schelm bekommen.“ „Ich will's Euch versprechen“, beruhigte ich ihn und: „Hü, Zingel“, gings waldabwärts.

Bei der Abfahrt hätt' ich schier gelacht auf den Stoßzähnen. Aber ganz wohl war's mir doch nicht unter dem Brusttuch.

„Jetzt fehlt es sich nur, daß er meine Axt findet mit den eingebrochenen Zeichen darauf“, dachte ich in einem fort. Glücklicherweise war das nicht der Fall. Das Astholz schaffte ich meinem Versprechen gemäß richtig auch noch heim. Und beim Zunachten bracht' ich auch noch die verdächtige Axt in Sicherheit. Meiner Fanny sagt' ich, ich hätte den Stamm für geleistete Dienste geschenkt erhalten. Sie wollte freilich mehr wissen. „Kannst Dich beim Rauber erkundigen“, spies ich sie kurzerhand ab. Denn bekanntlich muß man sich vorsehen, was man den Weibern anvertraut.

Eine Woche später, als ich zum erstenmal mit der neuen, glatten Deichsel am Wagen aufs Feld fuhr, um zu grasen, wer begegnet mir? Der Waldhüter natürlich. „Guten Tag, Rauber“, rief ich ihm zu und wollte an ihm vorüber. „Tag Baschi, gab er zurück, „hast es so eilig? Wart einen Augenblick.“ Was kommt ich anders tun, als stillhalten? Ob ich inzwischen nichts Verdächtiges bemerk habe im Mettenberg oben, wollte er wissen. Ich schüttelte den Kopf. Indessen heftete er seine Augen auf mein Gefährt und wurde seltsam nachdenklich. „Hast scheint's gleich für den Baum gute Verwendung gehabt“, meinte er. „Freilich“, antwortete ich, „der Schelm hätte zu keiner gelegeneren Zeit für mich ins Holz gehen können“. „Und einen schicklicheren Stamm hätt' er Dir auch nicht auslesen können“, fuhr Rauber fort. Das war nun offensichtlich gefüchelt. Doch ich blieb ganz gelassen. „Selb auch“, gab ich zurück. Rauber aber hob den Finger und sprach: „Du warst von jeho ein Schalk, Bastian, und hast es faustdick hinter den Ohren.“ „Mag sein“, erwidert' ich, „aber lieber hätt' ich's im Sack, dann würd' ich Euch für die gute Meinung einen Schoppen zahlen.“ „Nicht nötig, durchaus nicht nötig“, wehrte er ab, „zahlst ihn lieber dem Holzschelm, der Dich so gut bedient hat.“ Damit ging er. „Meinetwegen“, rief ich ihm nach, „wenn Ihr ihn habt, so schickt ihn zu mir, er soll einen bekommen.“

Das war die Geschichte mit dem Waldhüter Rauber, die mir der Schimmelbaschi schmunzelnd erzählte. Wir lachten beide. „Glaubt nur nicht alles“, rief mir jetzt Frau Fanny durch die Geranienstöcke auf dem Fensterims zu, „er ist der größte Aufschneider im ganzen Bezirk.“ „Freilich“, lachte der Baschi, „ein spaßhaftes Gemüt ist eine gute Gottesgabe; wer lange lacht, kommt hoch zu Jahren. Wie hätt' ich's nur, ich frag Euch, ein halbes Jahrhundert an der Seite eines so bösen Weibes auszuhalten, wie meine Fanny ist, ohne meinen gesunden Humor!“

*

Volkszählung vor 100 Jahren

Bei Anlaß der Zählung von 1836, die der neu geschaffene Staat Bern aus militärischen Gründen veranstaltete, ließ das Erziehungsdepartement eine Enquête über die Gebrechlichen durchführen. Bei einer genau 400 000 betragenden Einwohnerzahl wurden 1955 Taubstumme, 265 Blinde und 1306 Blödfinnige gezählt. Es waren mithin vorhanden:

auf 204 Einwohner	1 Taubstummer	= 4,9 %;
„ 1562 "	1 Blinder	= 0,6 %;
„ 307 "	1 Blödfinniger	= 3,2 %.

Welches Verhältnis haben wir wohl heute?

*

Spruch

Wie weh dir auch getan die Welt:
Du mußt dich doch mit ihr versöhnen
Und zu vergessen dich gewöhnen;
Denn sie allein ist's die dich hält.
Wer an sie glaubt mit starkem Herzen,
Besieget ihren Widerstand
Und schafft sich Mut aus bittern Schmerzen
Zu tun, was er für recht erkannt.

Julius Hammer.